



Ludwig Boltzmann-Institut für
Historische Sozialwissenschaft

Studien zur historischen Sozialwissenschaft
Band 34

Herausgegeben von Gerhard Botz und Josef Ehmer (Wien)

gemeinsam mit

Peter Becker (Wien)

Gabriella Hauch (Wien)

Timothy Kirk (Newcastle Upon Tyne)

Stein Ugelvik Larsen (Bergen)

Sheilagh Ogilvie (Cambridge)

Alexander von Plato (Hagen)

Irina Scherbakova (Moskau)

Susan Zimmermann (Budapest)

Thomas Hübel, Dr. phil., ist Generalsekretär des Instituts für Wissenschaft und Kunst (IWK) in Wien. *Sigrid Wadauer*, Dr. phil., Historikerin, ist Leiterin des ERC-Starting-Grant-Projekts »The Production of Work« am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. *Alexander Mejschke*, Dr. phil., Historiker, ist Forschungsmitarbeiter in diesem Projekt.

Alexander Mejschke, Thomas Hübel,
Sigrid Wadauer (Hg.)

Die Krise des Sozialstaats und die Intellektuellen

Sozialwissenschaftliche Perspektiven aus Frankreich

Beiträge übersetzt von Britta Pohl, Alexander Mejschke
und Thomas Hübel

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Publiziert mit Unterstützung des European Research Council im Siebten Rahmenprogramm der Europäischen Union (FP7/2007–2013/ERC grant agreement n° 200918), des Instituts für Wissenschaft und Kunst (IWK) in Wien, des Institut Français de Vienne und des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Historische Sozialwissenschaft, Wien/Salzburg.

European Research Council



IWK

INSTITUT
FRANÇAIS
VIENNE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-39642-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2012 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.
www.campus.de

Inhalt

Sozialwissenschaften – Reflexion und Intervention <i>Alexander Mejschke, Thomas Hübel, Sigrid Wadauer</i>	7
Die Rolle der Einwanderung bei der De-/Konstruktion der Arbeiterklasse in Frankreich (19.–20. Jahrhundert) <i>Gérard Noiriel</i>	17
Eine »geopferte Generation«? »Prekäre Gebildete« und »Jugendliche in Schwierigkeiten« <i>Gérard Mauger</i>	37
Transformationen des Sozialstaats und Destabilisierung der Mittelklassen im öffentlichen Sektor <i>Delphine Serre</i>	53
Von der Straße auf den Arbeitsmarkt: Eine Ethnografie der moralischen Bekehrung jugendlicher DelinquentInnen <i>Isabelle Coutant</i>	65
Formen intellektuellen Engagements: Der Fall Frankreich <i>Gisèle Sapiro</i>	83
ÖkonomInnen und SoziologInnen in der öffentlichen Diskussion Frankreichs (2005–2009) <i>Frédéric Lebaron</i>	103

Die Arbeit der Sozialwissenschaften: auf der Suche nach
verlorenen Evidenzen

*Franz Schultheis im Gespräch mit Alexander Mejstrik
und Sigrid Wadauer* 127

Literatur 153

Autorinnen und Autoren 167

Glossar 171

Die Arbeit der Sozialwissenschaften: auf der Suche nach verlorenen Evidenzen

*Franz Schultheis im Gespräch mit Alexander Mejschik und
Sigrid Wadauer*

Sigrid Wadauer (SW): Probleme der Erwerbsarbeit, Probleme der politischen Intervention von Intellektuellen und Übersetzungsfragen sind rote Fäden Deiner Arbeit. Das gehört für Dich offensichtlich zusammen.

Franz Schultheis (FS): Das tut es. Nicht nur auf eigene Initiative, sondern zum guten Teil durch die Zusammenarbeit mit Pierre Bourdieu. [...]

Krise der Erwerbsarbeit?

FS: Fangen wir bei der Erwerbsarbeit an: mit der Krise, dem neuen Geist des Kapitalismus, den Umstrukturierungen, die mir sehr stark zu sein scheinen. Wir schieben immer alles auf Globalisierung, wodurch die politische Verantwortung für diese Umstrukturierung beiseite geschoben ist, als wären das immer äußere Zwänge, exogene Faktoren. [...]

Alexander Mejschik (AM): Du hast eine ganze Reihe an Publikationen vorgelegt, in denen es um diese Probleme geht: Ist Erwerbsarbeit heute in einer Krise? Wenn ja, in welcher? Deine Publikationen haben ganz unterschiedliche methodische Zugänge: Makroökonomische Perspektiven sind genauso vorhanden wie mikrosoziologische. Wie bist Du dazu gekommen?

FS: Die Arbeit an *La Misère du monde*¹ und danach Bourdieus Algerien-Studien² waren für mich Auslöser einer gewissen Umorientierung meiner

¹ Vgl. Bourdieu, *La misère du monde*; deutsche Übersetzung: ders. u.a., *Das Elend der Welt*.

² Vgl. etwa Bourdieu/Sayad, *Le déracinement*; Bourdieu, *Algérie 60*; ders. u.a., *Travail et travailleurs*; ders., *Die zwei Gesichter der Arbeit*; ders., *Algerische Skizzen*; ders., *In Algerien*

Forschungsthemen. Ich komme ja nicht aus der Arbeitssoziologie. Zuerst habe ich viel zu Sozialtheorien gearbeitet³ und bin dann 1980 hier in Konstanz auf die Assistenz gekommen. [...] Da war ich Familiensoziologe wider Willen, habe auch über Generationenbeziehungen, Demografie usw. gearbeitet⁴ – nie mit ganzem Herzen. Um mich aus der Familiensoziologie heraus zu katapultieren, bin ich über Familienpolitik, Regulierung, Michel Foucault, Biopolitik zu Fragen des Wohlfahrtsstaats gekommen⁵ – nur um zu rekonstruieren, wie man wohin kommt. Das ist ja nie intentional-strategisch. [...] Und dann bin ich Mitte der 1980er Jahre mit Bourdieu in Kontakt gekommen. Ich war seit 1985 immer wieder in Frankreich. Der französische Kontext war für mich ein Befreiungsschlag. Und da kam es dann zu Forschungen, die in Richtung Arbeitssoziologie gingen: Forschungen über sozioprofessionelle Kategorien und die Wahrnehmung des gesellschaftlichen Raums.⁶ Zu der Zeit riefen in Deutschland Ulrich Beck, Stefan Hradil und alle, die den Mainstream machten, das Ende der Klassengesellschaft, sogar der Schichtgesellschaft aus. Individualisierung war angesagt: horizontale Differenzierung, Entstrukturierung der Gesellschaft. Für mich war das ein rotes Tuch. Ich hatte in Deutschland noch eine Forschung durchgeführt, »Klassen und Klassifikation«,⁷ die schon an diese in Frankreich allmählich gelernte andere Herangehensweise angelehnt, stark auch von Bourdieus *La Distinction*⁸ inspiriert war. Mich mit Fragen der *catégories socio-professionnelles** zu beschäftigen, war ein erster Schritt: Was ist die Arbeitswelt? Welche Klassifikation, Taxonomien usw. kennt sie? [...] Dann habe ich mit einem Gesellschaftsvergleich begonnen und Leute getroffen wie Dominique Merlié, Rémi Lenoir, Bourdieu selbst. An diesem Thema habe ich auch mit Laurent Thévenot und Luc Boltanski gearbeitet. Die hatten quasi experimentelle Verfahren zur Erforschung der Repräsentation des Sozialraums bei Alltagsmenschen entwickelt, die ich in Deutschland angewendet habe.⁹ Ich versuchte im französischen Kontext, Ressourcen oder, wenn man es martialisch aus-

(Übersetzungen in Arabisch, Englisch, Französisch und Spanisch).

3 Hierzu zählt u.a. Schultheis, *Die Überwindung des Naturrechts*; vgl. dazu ders., *De Genève à la Polis grecque*.

4 Vgl. u.a. Lüscher u.a., *Die »postmoderne« Familie*; Schultheis, *Genealogie und Moral*.

5 Vgl. Schultheis, *Familien und Politik*; ders., *Sozialgeschichte der französischen Familienpolitik*; ders., *Die Familie*.

6 Vgl. ders., *Les catégories socioprofessionnelles*; ders. u.a., *Repräsentationen des sozialen Raums*.

7 Vgl. ders., *La construction des représentations*.

8 Vgl. Bourdieu, *La distinction*; deutsche Übersetzung; ders., *Die feinen Unterschiede*.

9 Vgl. Schultheis, *Les visions et divisions catégorielles*.

drücken will, Waffen zu finden, um meine schon vorhandene Kritik an der deutschen Soziologie und deren Mainstream zu fundieren. Und dieser Elan der Kritik an bestimmten Zeitgeistphänomenen wurde dann für mich ein Dauerbrenner. Das gibt schon genug Stoff, um die Forschung am Laufen zu halten. Dann folgte die Zusammenarbeit mit Bourdieu und den Leuten um ihn herum, etwa mit Michel Pialoux und Stéphane Beaud, die schon seit 30 Jahren bei Peugeot Arbeitssoziologie betreiben – auf eine hervorragende Art, zu der man in Deutschland kaum ein Gegenstück findet.¹⁰ [...] Pialoux und Beaud haben einen offenen ethnografischen Ansatz, bei dem eine Plurimethodologie eingesetzt wird.

Dann kam der *take off*: *La Misère du monde*, eine explizite Kritik am Neoliberalismus und am Rückzug des Staats, an der unter sozialistischen Regierungen seit 1980 geförderten Neoliberalisierung. Diese Soziografie oder Sozioanalyse, wie es Bourdieu nennt, passte mir wie ein Schuh. Ich sagte mir: »So etwas will ich nach Deutschland bringen.« Für die Übersetzung haben wir – es war eine ganze Gruppe – lange Zeit gebraucht, aber so wurden auch begriffliche Schärfungen und die Entwicklung von Vorstellungen möglich, was man damit in Bezug auf die deutsche Gesellschaft anfangen könnte. Zu der Zeit lief mein Vertrag auf der Uni Konstanz aus, und ich habe dann mit Ex-Studierenden ein Zentrum für Europäische Gesellschaftsforschung gegründet – hochfliegender Name, auch eine Anspielung auf Bourdieus Centre de sociologie européenne. Da waren wir in so einer Absteige und konnten gerade die Miete zahlen. Aber dann riet eine gute Bekannte in Brüssel, Projektanträge einzureichen. Und dann gab es eben zwei Projekte.

Bei dem einen, *La Précarité de la jeunesse* (Prekarität der Jugend),¹¹ ging es im Geiste von *La Misère du monde* um eine Kritik der neoliberalen Transformation kapitalistischer Gesellschaften rund um die Frage der Jugendarbeitslosigkeit, ein sehr französisches Thema. In Deutschland gab es damals so gut wie nichts dazu. [...] Wir haben statt des Begriffs *chômage de jeunesse* (Jugendarbeitslosigkeit) den Begriff *précarité* gewählt, und das hat sich als sehr folgenreich erwiesen. [...] Prekarität, prekär waren Unbegriffe zu der Zeit, haben sich dann aber – vor allem durch die Übersetzung von Robert Castel¹² – mit unglaublicher Geschwindigkeit durchgesetzt. Da merkt man, dass man mit eigenen Forschungen ein bisschen dazu beitragen kann, dass The-

10 Vgl. Beaud/Pialoux, *Retour*; deutsche Übersetzung; dies., *Die verlorene Zukunft*.

11 Vgl. Schultheis, *L'Union européenne*; ders./Lebaron, *Vers un Etat social européen*.

12 Vgl. Castel, *Die Metamorphosen*.

men überhaupt emergieren. Das andere Projekt hieß *La nouvelle forme de la régulation de la déviation*.¹³ Da ging es in zwei Forschungen, die wir als komplementär betrachteten, um neue staatliche Regulierungen von sozialer Abweichung und Kriminalität: Prekarisierung einerseits und die Frage der Penalisation dieser sozialen Frage andererseits. Bourdieu war mit dabei und auch Rechtssoziologen aus Belgien. Wir haben sehr intensiv gearbeitet, aber es kam nicht so furchtbar viel dabei heraus. [...]

Ich bin durch die französischen Kollegen stark beeinflusst worden, aber immer noch Fremder geblieben, was mir auch gut getan hat. Denn Leute, die völlig in diesem Pariser Feld um Bourdieu aufgegangen sind, haben darunter gelitten. Meine relative Fremdheit hat mich vor Magengeschwüren geschützt. Die kann auch sehr nützlich sein. [...]

SW: *Nicht alle Arbeitsverhältnisse werden heute gleichermaßen prekariisiert. Inwieweit lässt sich dann von Prekarität im Allgemeinen reden?*

FS: Unser Buch *Ein halbes Leben*¹⁴ enthält ca. 40 Porträts von Menschen der unterschiedlichsten Berufsgruppen. Viele von ihnen klagen überhaupt nicht. Man könnte also denken, es gibt Stabilitätspole in dem ganzen Geschehen. [...] Aber selbst an den Stabilitätspolen passiert Unglaubliches. Etwa Chefärzte im Krankenhaus (es entsteht bei uns dazu gerade eine sehr schöne Doktorarbeit) schildern in Tiefeninterviews, wie sie entmacht werden, wie Gruppen von Managern das Los des Krankenhauses bestimmen, wie sie in ihrem Berufsethos zutiefst erschüttert werden. Oder der Zimmermann, der in unserem Buch vorkommt, sagt: »Ich muss immer mehr am Computer sitzen und zu meinem Kerngeschäft komme ich immer weniger.« Oder der Metallarbeiter bei Daimler-Benz – ein Stabilitätspol, bei Daimler-Benz passiert doch nichts! – berichtet von den Leiharbeitern nebenan, die für die Hälfte arbeiten, und von Managern, die ständig neue Reformen in die Welt setzen: »Verdammt nochmal, lasst uns in Ruhe arbeiten! Wir wollen hier nur unsere Arbeit vernünftig tun, und ihr kommt ständig mit neuen Programmen.« Und selbst in Universitäten, auch wenn man arriert und stabilisiert ist, merkt man doch sehr viel davon. Wir haben ein Buch gemacht über Bologna: *Humboldts Altraum*¹⁵. Ich bin vollkommen gegen diese Verschulung und die Ökonomisierungstendenzen, dieses Denken in *credits*.

¹³ Vgl. Bourdieu, *Lohn der Angst*.

¹⁴ Vgl. Schultheis u.a., *Ein halbes Leben*.

¹⁵ Vgl. Schultheis, *Humboldts Altraum*; französisch: ders., *Le cauchemar de Humboldt*.

Kurzum, auch wenn man glaubt, in der Arbeitswelt gibt es geschützte Enklaven, erscheint doch vieles brüchig, wenn man genau hinhört. Es wachsen die Diskrepanzen zwischen dem erworbenen berufsständischen Habitus und den objektiven Strukturen, die einem immer mehr oktroyiert werden. Daraus erwachsen Anomie und Leiden. Wir waren sehr moderat in *Ein halbes Leben*. Trotzdem bleibt es ein Manifest von Zeugnissen, das deutlich macht, dass diese Arbeitswelt sich in einem unglaublichen Transformationsprozess befindet, dem sehr viele Akteure kritisch gegenüberstehen. Sogar die, die eigentlich nichts zu meckern hätten, denen es finanziell gut geht, berichten von allgemeinen Entwicklungstendenzen, die in der gängigen Gesellschaftsdiagnostik mit Neoliberalismus in Zusammenhang gebracht werden. Luc Boltanski und Eve Chiapello haben diesen »neuen Geist des Kapitalismus« treffend beschrieben,¹⁶ dieses neue Anforderungsprofil: Flexibilität, Mobilität, ständiges Arbeiten an der eigenen Employability, Entrepreneurship usw. Man muss sich mit Projekten zufriedengeben, darf nicht bis zur Verrentung in einem Karrieremuster stecken. Diese idealtypische Konstruktion schlägt nicht überall in gleicher Weise durch, aber tendenziell trifft sie den Nerv der Zeit ganz gut.

AM: *Diese Veränderungen werden aber auch von, wie Du sagst, Akteuren mitgetragen. Elemente dieses neuen Geists des Kapitalismus sind ja in manchen Lebensstilen durchaus positive Werte.*

FS: Das ist eine zentrale Frage: Wie kann sich ein solcher Prozess gesamtgesellschaftlich durchsetzen, wenn sich doch alle irgendwie als Opfer abzeichnen? Da möchte ich ein Beispiel bringen, ich gehe immer gern von Empirie aus. Ich hatte vor zehn Jahren Forschungen bei Credit Suisse gemacht.¹⁷ 4.400 Personen waren freigestellt worden, und das Management wollte, dass wir – eine kleine Forschergruppe – diese Abwicklung und deren soziale Abpufferung etwas begleiten. So kamen wir in die Bank hinein, was ja nicht selbstverständlich ist. Parallel habe ich mich mit der Herausgabe von Boltanski und Chiapello befasst und finde plötzlich Employability als Zentralbegriff bei Credit Suisse und auch beim EU-Programm zum Kampf gegen Jugendarbeitslosigkeit. Der Import von Literatur aus anderen Kontexten und Theoriearbeit waren nie nur schöngeistig, sondern hatten immer mit Forschung zu tun. Credit Suisse war bis dahin ein richtig paternalistisches Un-

¹⁶ Vgl. Boltanski/Chiapello, *Le nouvel esprit*; deutsche Übersetzung: dies., *Der neue Geist*.

¹⁷ Vgl. Schultheis, *Der Lohn der Angst*; ders., *Flexibel und mobil*; ders., *Menschen-Auslese*.

ternehmen gewesen. Alle sagten, auch schwache Mitglieder waren wie in einer Familie mitgetragen worden usw. Und plötzlich diese Entlassungen. Das brachte dem Unternehmen an der Börse eine Hausse von 600.000 Franken pro Kopf am nächsten Tag, kein kleines Geschäft. Wir haben Tiefeninterviews gemacht und eine Gesamterhebung nach sozialem Profil: Alter, Geschlecht, Bildungsgrad usw. Da wurde klar: Alle waren Opfer, auch die *stay-ers*, denn die litten unter *survivor-sickness*. Die haben im Interview gesagt: »Ich traue hier keinem mehr.« Aber im Verhältnis zu den *leavers* waren sie immer noch die *winners*. Wir leben in einer Gesellschaft, wo man sich noch zu den *winners* zählen kann, selbst wenn man mit Burnout darum kämpft. Aber die Stimmung auf der Titanic wird deshalb auch nicht viel besser.

Gibt es denn echte *winners*? Ich bin an der Universität St. Gallen mit dem zweifelhaften Privileg ausgestattet, ständig vor typischen *winner*-Gestalten zu sitzen. Die am Management orientierten Normen, die sich in die Arbeitswelt hinein infiltrieren, kommen von Orten wie St. Gallen. [...] Die haben alle glänzende Berufsaussichten, werden schon vor Studienabschluss abgeworben. Jeder Abgänger hat gleich zwei Stellen zur Auswahl. Sie steigen ein mit einem Gehalt von 100.000 und mehr. Denen ist das Programm, das Boltanski und Chapiello aufzählen, auf den Leib geschrieben. [...] Es gibt also Gewinner. Die gehen ins Consulting, arbeiten bei McKinsey oder steigen bei UBS ein. Aber UBS wird wieder 3.000 Leute entlassen. Und die noch nicht den Kündigungsbrief haben, bewerben sich momentan bei Krankenhäusern, bei Schulen, um endlich ins Trockene zu kommen, weil sie diese dauerhafte Unsicherheit einfach nicht mehr ertragen können. Auch auf der *winner*-Seite bröckelt es. Das Vertrauen in das System ist stark geschwunden. Kurzum, es gibt partielle Gewinner, die weniger Verlierer sind als die anderen; und wir haben echte Gewinner für begrenzte Zeit, die in der Finanzwirtschaft innerhalb kurzer Zeit ein Vermögen gemacht haben, aber genauso schnell ihren Job wieder verlieren können.

Und wer trägt das System? Ich habe eine neue Doktorandin, die war bis zu ihrer Pensionierung bei UBS als Mitarbeitersprecherin für 30.000 Mitarbeitende tätig. Sie kennt die Chefetagen aus nächster Nähe und erzählt, dass der Begriff Führung zwar überall groß auf der Fahne steht, dass sie aber in Wirklichkeit keine wirkliche Führungskompetenz haben, sondern nur Scheuklappen, Angst vor der Zukunft und sich in ihre kleinen Domänen zurückziehen. Wenn man sich dazu noch unsere Politikerriege ansieht: Wer hat da überhaupt noch Profil? [...]

Entweder wir haben eine Gesellschaftskrise, oder, wie schon Marx sagte, der Kapitalismus ist als solcher ein krisenhaftes Unternehmen mit Hochs und Tiefs. In Zeiten relativen Wohlergehens, wie in den *Trente Glorieuses*,¹⁸ kann sich die Illusion immerwährenden Fortschritts und Wohlergehens einnisten. [...]

AM: Du schreibst, dass Jugend eine Generalmetapher für die soziale Frage geworden ist, die man als solche nicht mehr benennen darf.¹⁹

FS: Erstens müssen, wenn sich der Neoliberalismus dauerhaft durchsetzen will, im Reproduktionsprozess seine Normen und die entsprechende Haltung inkorporiert, eingefleischt werden. Dieser Formung sind v.a. die Jugendlichen ausgesetzt. Wir haben deshalb von Jugend als Laboratorium für die Schaffung dieses flexiblen, prekären Habitus gesprochen. [...] Zweitens gibt es eine durchgehende Form der Prekarisierung von Jugend durch eine immer stärkere Umstellung der kapitalistischen Gesellschaft auf prekäre Jobs, Interimsarbeit usw. Insofern erfahren die jungen Leute als erste, wie Versuchskaninchen, am eigenen Leibe, was passiert. Bei den anderen geht es nicht so schnell ans Eingemachte. Die haben Arbeitsverträge, es gibt Gewerkschaften usw. Aber die Anwärter-Generation – wir verwenden auch die Metapher des Wartesaals – kriegt das in vollem Ausmaß zu spüren.

Drittens ist Jugend eine Metapher für eine ganze Anthropologie. Boltanski und Chapiello beschreiben eigentlich einen jungen Habitus: Flexibilität, Mobilität (also nicht der Familienvater mit drei Kindern und Häuschen), *lifelong learning* als Perspektive, in Projekten denken. Alle diese Werte sind eigentlich auf Menschen zugeschnitten, die nie fertig, in Dauersozialisation begriffen sind. [...] Die, die prekär leben und es häufig auch bleiben, sind *forever young*. Sie sind gezwungen, jung zu bleiben, weil ihnen die Passageriten zum Erwachsen-Werden (Familiengründung, berufliche Stabilisierung) fast unerreichbar werden. [...]

Dieses Menschenbild mit hohem Anforderungsniveau wird seit 20 Jahren immer stärker, das gilt auch in Bildungssystemen. [...] Die »gute deutsche Schule mit ihrem humanistischen Geist und Humboldtscher Tradition« war hochelitär. Aber wenn ich die Wahl hätte zwischen der Universität, an der ich studieren durfte, und der, wo ich jetzt lehre, dann wüsste ich, was mir lieber ist. [...] Diese Ökonomisierung führt zu einer gewissen Verflachung

18 Anm.d.Ü.: die Jahre 1945–1973, eine Art französisches Wirtschaftswunder.

19 Vgl. Schultheis, Splendeurs et misères.

der Ausbildung. Was dabei aber gefördert wird, ist ein ökonomischer Habitus: das strategische Sich-Selbst-Managen, Chancen-Optimieren, Den-Markt-Sondieren. Dadurch entsteht ein sehr instrumentelles Verhältnis zu Information und Bildung, was wieder eine hochgradige Individualisierung bedingt. [...]

SW: Siehst Du da ausschließlich das Leiden? Jugend ist ja vielleicht oft mit bestimmten Idealen verbunden oder einer Anti-Establishment-Haltung. Wenn ich zum Beispiel die Studie über die Arbeitslosen in Marienthal nehme, eine geheiligte Studie, so erhält man ein ganz bestimmtes Bild von Arbeitslosigkeit in einem ganz bestimmten Kontext. Aber wenn man die ganze Bandbreite von Berichten auch aus anderen Zusammenhängen liest, bekommt man den Eindruck, dass Arbeitslosigkeit in einer gewissen Phase des Lebens auch als Befreiung erlebt werden kann, die einen aus dem Trott der Arbeit herausnimmt – selbst noch in der Weltwirtschaftskrise. Das scheint wider alle Vernunft, aber es ist vielleicht auch eine Verweigerung, die man als praktische Kritik am System verstehen könnte.

FS: Das kann ich einerseits nachvollziehen. Andererseits stelle ich immer wieder fest, dass so eine Sicht auf Auszeiten das Gefühl der Sicherheit voraussetzt. [...] In einer Gesellschaft, in der die Existenzangst kursiert, wird diese positive Seite des Freigestellt-Werdens eher nicht gesehen. Steckt in der Prekarität ein Protestpotenzial? Da halte ich es mit Bourdieus Sicht aus den Algerien-Studien: Prekarität ist kein guter Nährboden für politisches Bewusstsein. Sie führt viel eher zur Überanpassung, zum ständigen Kampf in der Tretmühle oder zur Lethargie. Dafür ist die Marienthal-Studie ein schönes Beispiel: müde Gesellschaft, Verlust des Zeitgefühls, Zerstörung der Zeitstrukturen [...]

Es entsteht da keine neue Boheme. Ich führe momentan eine Forschungsarbeit über das künstlerische Feld durch (*Zwischen Charisma und Kommerz – zur Ökonomie symbolischer Güter am Beispiel einer Ethnographie der Art Basel*). Das ist verknüpft mit meinem Interesse am Künstler als Idealtypus des Humankapitals im Sinn von Boltanski und Chapiello: Projekte machen, schöpferisch, kreativ, mobil und materiell bescheiden sein. Wir haben den Eindruck, auf 1.000 kommen 999, die kein Werk zu einem anständigen Preis verkaufen können; aber das große Finanzkapital bezahlt horrenden Preise für Kunst: *The winner takes it all*. Der Druck wird immer größer, und eine gewisse Panik kommt auf. Sogar da, wo die Boheme traditionellerweise an-

gesiedelt ist, wird die Luft immer dünner. Das Sozialkapital wird immer wichtiger in allen Lebensbereichen. Es tauchen neue Formen von Ungleichheiten auf, die nicht gesehen werden, wenn man sich nur das Bildungsniveau der Leute anschaut. In einer Welt neuer Arbeitswelten reproduzieren sich alte Klassenstrukturen, Herrschaftsstrukturen, Machtbeziehungen über diese Schiene der Sozialkapitalien sehr gut.

SW: Man kann die Not schon zur Tugend machen, aber irgendwann ...

FS: ... wird die Tugend wieder zur Not. [...]

AM: Was ist Arbeit? Wie Bourdieu in den algerischen Studien sagt, ist das eine fast naive Frage. Und dennoch ist sie zentral für Arbeitssoziologie und Arbeitsgeschichte.

FS: Die algerischen Studien von Bourdieu ersetzen für mich den Rückgriff auf Marx, auf die philosophisch-ökonomischen Manuskripte aus der Pariser Zeit (die menschliche Herrschaft über die Natur und die Selbstkonstruktion). In *Die zwei Gesichter der Arbeit* [...] geht es um das Verhältnis vormoderner Gesellschaften zur Arbeit und um die über den Kolonialismus vermittelte Modernität: Da treffen zwei Welten aufeinander. Im Kapitalismus gilt ein bestimmtes Verständnis von Produktivität und davon, wie Zeit und Ökonomie zusammenzubringen sind: Arbeit ist produktiv eingesetzte Zeit. Bourdieu stellt dem Beispiele von einem Bauern und Familienvater gegenüber, der im Interview auf die Frage: »Was haben Sie gearbeitet?«, antwortet: »Ich bin mit den Söhnen aufs Feld gegangen und habe ihnen gesagt, was sie zu machen haben. Dann bin ich ins Café und habe mit Freunden über Politik diskutiert. Oder im Winter schnitze ich einen Stock.« Eine Vielzahl an Aktivitäten kann also in die Kategorie Arbeit fallen.

Arbeit ist aber auch doppelgesichtig, weil sie nicht nur Brotverdienst ist, sondern auch für die gesellschaftliche Wertigkeit der Person, für deren Anerkennung, für das Gefühl, Lebenssinn auch für sich selbst zu erlangen, eine unglaublich wichtige symbolische Bedeutung hat. Das wird nochmal reflektiert in *La Misère du monde*. Der Verlust von Arbeit ist eben nicht nur ein Verlust von Einkommen und von ökonomischen Ressourcen, sondern betrifft das Individuum als Totalität.

Arbeit ist einerseits, wie Marx in den Feuerbach-Thesen sagt, sinnliche materielle Praxis: Zugriff mittels bestimmter Instrumente auf die Natur, de-

ren Gestaltung, deren Beherrschung und dadurch ein Sich-Selbst-Produzieren und -Reproduzieren. Aber sie ist andererseits eine Verkehrsform im gesellschaftlichen Raum, eine soziale Beziehung, in der ich meine Stellung in dieser Gesellschaft, meine Rolle, meine Funktion auf bestimmte Weise zur Geltung bringe.

Die Antwort auf die Frage »Was ist Arbeit?« muss daher offen formuliert werden. Die Antwort ist sozusagen keine Definition einer anthropologischen Konstante. Sondern als Soziologe würde ich für jeden Gesellschaftstypus, für jede soziohistorische Epoche usw. einfach die Frage stellen: »Was gilt in dieser Gesellschaft als Arbeit?«

SW: Stellen sich diese Veränderungen den Sozialwissenschaften einfach so? Sozialwissenschaftler, von den Statistikern bis zu den Ökonomen, haben doch auch einen Beitrag geleistet zur Konstruktion sozialer Probleme und tun dies weiterhin. Bringen sie soziale Tatsachen wie Erwerbsarbeit, Sozialstaat, Prekarität, Krisen nicht durch ihre Arbeit mit hervor?

FS: Die gesellschaftliche Konstruktion zumindest des Bildes von Arbeit ist ein kollektiver Prozess. Experten nehmen mit hoher Legitimität daran teil, und Institutionen wie statistische Ämter legen die Kategorien an. Was zum Beispiel nicht zum BSP beiträgt, gilt schlichtweg nicht als Arbeit. Auch Autoren wie Bourdieu sind da eigentlich nicht daran vorbeigekommen, weil sie in den Statistiken doch immer nur den männlichen Brotverdiener fanden und Arbeit somit geschlechtsspezifisch verengten usw. Bei noch so viel Reflexivität müssen wir mit dem arbeiten, was in dieser Gesellschaft gerade an Meinung über die Grenzen der Arbeit vorherrscht. Arbeit ist nicht einfach naturgegeben. Als Soziologe muss ich sozusagen eine Brille haben, die mir sagt, was ist jetzt Arbeit und was nicht. [...] Es ist immer ein gesellschaftlicher Definitions- und Konstruktionsprozess – und das sind eben auch Machtfragen. [...] Was Arbeit ist, wird in einer gegebenen Gesellschaft als Arbeit durch Instanzen definiert, die über Legitimität verfügen und damit auch Rechte zuweisen können. Was bringt mir sozialversicherungsrechtlich etwas ein? Was bringt mir Lohn ein? Wo bin ich gegen einen Arbeitsunfall versichert? Wann ist man arbeitsunfähig, hat Anspruch auf Rente? Wann hat man keine Arbeit mehr? (Keine Arbeit zu haben macht aus einem noch lange keinen Arbeitslosen, dazu gehören Anwartschaften usw.) Trotzdem finden wir anthropologische Konstanten: Wenn der Mensch aufhört, seine eigene Existenz durch seine Gattungskräfte zu reproduzieren, dann ist das nach

Marx das Ende der Geschichte. Die Geschichte beginnt und endet mit Arbeit. So würde ich mich bei diesen Fragen aus der Affäre ziehen: mit Pragmatismus und Konstruktivismus. [...]

AM: Also gibt es eine Krise der Erwerbsarbeit oder nicht? Und wenn ja, welche?

SW: Diese Krise wird von sehr unterschiedlichen Seiten ausgerufen. Manchmal ist sie ja ein Argument, um erst recht Errungenschaften abzubauen.

FS: Ja, wer hat Interesse an der Krise? Und welche verschiedenen Krisenszenarien werden entworfen und stehen gegeneinander? Man hat mir auch immer wieder gesagt: »Du entwirfst apokalyptische Szenarien. Schau doch mal, hier in der Schweiz ...« [...] Man steht auf einem schwierigen Posten in diesem Land, wo noch Milch und Honig fließen. Aber natürlich gibt's hier Krise. Wenn ich diese 4.400 Credit Suisse-Mitarbeiter befrage, ja, da ist Krise. Diese Leute sind in der Vertrauenskrise geblieben. Ein altes, traditionswürdiges Unternehmen, das noch in einer *stakeholder*-Logik funktionierte, ist kaputtgegangen. Es hat weitere Entlassungen gegeben, und es wird noch weitere geben. Die Krise, die wir vor mehr als zehn Jahren untersucht haben, hat sich dauerhaft etabliert. [...] Das ist ein Beispiel aus dem gelobten Land.

Aber auch für viele andere ist Krise angesagt, zum Beispiel für die Jugendlichen in Frankreich mit den hohen Arbeitslosenraten. Die haben Diplome, denen hat man versprochen: »Seid brav in der Schule, ihr werdet etwas dafür bekommen.« Und sie bekommen zum größten Teil nichts. Oder man bietet ihnen an, für den halben Lohn, den ihre Eltern bekommen haben, eingestellt zu werden. [...] Was da zusammenbricht, nicht nur für die Jungen, auch für die Eltern, die eine Investition getätigt haben! Wir leben in einer Welt der neuen Verunsicherung, aber uns stecken die alten Sicherheiten und Gewissheiten sozusagen noch in Fleisch und Blut. [...] Es ist eine umfassende Krise, die teilweise mit dem Anomie-Begriff beschreibbar ist, weil frühere *terms of trade* der gesellschaftlichen Verteilungsgerechtigkeit und Zukunftsplanung, der biografischen Entwürfe aus den Fugen geraten. [...]

AM: Aus Deiner Sicht überwiegt diese anomische Entwicklung eindeutig gegenüber der Vorstellung, dass die Krise hauptsächlich ein intellektuelles oder mediales Spiel oder ein Diskurs ist?

FS: Wenn man es auf die Ebene der Diskurse als Konstruktion bringt, entschärft man es und behandelt es intellektuell als Repräsentation von sozialer Wirklichkeit. Nur wenn man runtergeht auf die Ebene der Alltagsmenschen und deren Diskurse als Zeugnisse dessen nimmt, was sie tagtäglich erleben, dann sind das schon gelebte Krisen. Die Krisenphänomene, die zum Ausdruck gebracht werden, machen reale Sorgen.

SW: Obwohl diese Diskurse ja auch beeinflussen, wie die Leute sich selbst wahrnehmen. [...]

FS: Das ist ein ernstzunehmender Aspekt: Inwiefern verallgemeinern sich die Sprechblasen der Gesellschaftsdiagnostiker und halten als Denkschemata auch im Alltag für die Selbstlegitimation her? [...] Die Gefahr der Verselbstständigung droht tatsächlich. Nur wenn ich die Verselbstständigung zum Wesen der Sache mache, dann gehe ich doch recht zynisch mit denen um, die tatsächlich massiv aus der Bahn geworfen werden. [...]

Wenn wir nicht mit empirischen Mitteln gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen materielle Objektivationen dieser Krise feststellen können (Statistiken über die Zunahme der Arbeitslosigkeit, der Interimsarbeit, von Krankenschreibungen, über Prozesse der Disziplinierung, wenn zum Beispiel die Anerkennung als Invalide noch erschwert wird ...), wenn wir nicht auch die Kontexte mit verschiedenen Formen von Daten, von Informationen mit einbeziehen, dann bleiben wir in der Beliebigkeit. [...] Wenn ich die Welt wirklich nur als Diskurswelt betrachte, verfalle ich in Artifizialismus: die Welt als Wille und Vorstellung. Da muss man eben mit dem frühen Marx erinnern (und Bourdieu hat sich da immer drangehängt): Die Welt ist sinnlich, sie besteht aus Erfahrungen, man kann sich den Kopf an ihr stoßen, das tut weh.

Die Hauptberufs-Diskursführer, die Sprechblasenproduzenten, machen ihre Gesellschaftsentwürfe am Schreibtisch in privilegierten Positionen. Und dann haben wir Menschen, über die jene ihre Diskurse führen. Die reden über sich selbst, haben vielleicht nicht immer die Worte und v.a. die Ausdrucksmittel und Medien, um sich hörbar und sichtbar zu machen. Denen kann man sich zur Verfügung stellen, wie sich andernorts öffentliche Schreiber den Analphabeten zur Verfügung stellen. Dann schreibt man für die. Ich möchte das übersetzen, was die Menschen erleben. Das ist auch die Bourdieu'sche Formel. [...]

Intellektuelle Intervention

AM: Was für eine Chance haben die Sozialwissenschaften in so einem Szenario, wenn sie sich nicht mit Auftragsforschung und/oder Schule (Hochschulen sind ja v.a. Schulen, werden es immer mehr) zufrieden geben wollten? Wer hat überhaupt ein Interesse an kreativer wissenschaftlicher Forschung über soziale Phänomene?

FS: Wenn ich das zunächst auf die eigene Erfahrung beziehen darf: Innerhalb des wissenschaftlichen Feldes haben wir für unsere Art Arbeit so gut wie keine Rezeption. *Gesellschaft mit beschränkter Haftung*²⁰ hatte relativ viel Erfolg, aber nicht bei Soziologen. *Ein halbes Leben* hat viele Rezensionen, aber nichts in einer soziologischen Revue. Wir schreiben auch nicht für die – das ist wirklich ernst gemeint. Bei der stark akademiezentrierten Soziologie geht's um symbolische Einsätze besonderer Art. Da gibt's Zitierkartelle, man muss sich einem bestimmten Stil unterwerfen usw. Ich weiß genau, dass jeder »objektive Hermeneutiker« die Nase rümpft über unsere Interviews. Ich habe das auch zu hören bekommen und geantwortet: »Wir haben keine Zeit, vier Jahre an einem Interview zu arbeiten. Wir haben es mit brenzligen Situationen zu tun und politische Absichten.« Ich will nicht in einem sehr engen Bereich bleiben, in soziologischen *journals* für 50 Leser schreiben und zu Kolloquien gehen, wo man unter sich ist und wo ich schon genau weiß, wer welche Position vertritt. Auftragsarbeit wiederum ist nicht daran interessiert, dass man die Finger auf wund Punkte legt.

Was ich mache, bewegt sich dazwischen, relativ selbstbestimmt. Es ist in gewissem Sinne *public sociology*, weil man an die Orte des Geschehens geht und weil es immer eine Einmischung ist. (Das Konzept wurde prominent vom Präsidenten der Amerikanischen Soziologischen Gesellschaft präsentiert.²¹) Wir schreiben über Arbeitswelten in dem Bewusstsein, dass es da krisenhafte Prozesse gibt, an denen real existierende Menschen leiden, die es wert sind, dass man ihnen zuhört, dass man ihr Wissen und ihre Erfahrung publik macht und dies auch als politische Botschaft versteht.

Ich mache die intensivsten Erfahrungen, wenn ich vor Berufsleuten spreche. [...] Einladungen für Vorträge können nützlich sein. Ich habe vor 500 Ärzten über diese Credit Suisse-Studie reden können. Das war ein tolles Publikum. Ich konnte ihnen sagen: »Die Menschen, die ich befrage, sitzen auch

20 Vgl. ders./Schulz, *Gesellschaft mit begrenzter Haftung*.

21 Vgl. Burawoy, *For Public sociology*.

bei Ihnen in der Praxis. Die haben Magengeschwüre und schlafen nicht mehr. Genau darüber will ich mit ihnen reden.« Oder, bei einem Vortrag über die Studie zu den Chefärzten kam eine Zuhörerin zu mir und sagte: »Ich möchte, dass Sie was bei uns machen. Bei uns driften alle Ärzte zu Privatkliniken ab.« *Going public* ist sehr befriedigend. Es ergeben sich interessante Konstellationen. [...] An diesem Punkt wirken dann Interventionen in die Forschung selber zurück. Zu sagen: »Wir müssen Autonomie bewahren, die Forschung hat ihre eigene Entwicklungsdynamik und -logik«, das gibt es dann nicht mehr. Wenn man interveniert und Stellung bezieht, gibt es auch ein Feedback in die Forschung. Diese Interaktion kann relativ prägend sein. [...] Wenn ich das Gefühl habe, dass es in eine Konjunktur passt, dann lohnt sich die Investition.

Da kommt auch ein bisschen meine eigene Geschichte im Umgang mit dem wissenschaftlichen Feld hinein. Es ist mir fremd, ich habe niemals voll dazu gehört. Ich bin kein *homo academicus*²² und zu alt, um das noch zu werden. Ich bin dankbar dafür, dass ich Stelle und Titel gekriegt habe, die mir die Freiheit geben zu machen, was mir Spaß macht. Aber ich stehe nicht im Dienste der akademischen Kultur und ihrer Glasperlenspiele. [...] Das ist sicher auch ein Grund, warum ich von Bourdieus Habitus so angezogen war – gewisse Gemeinsamkeiten: erster Akademiker der Familie, aus den Unterschichten kommend, in der akademischen Welt immer fremd bleibend. [...]

AM: Gerätst Du so in Konkurrenz zu anderen Intellektuellen oder Kulturproduzenten, die über die aktuellen Probleme schreiben, etwa zu Journalisten? Wie gelingt es Dir als Soziologe, die Spezifität Deiner Forschungsergebnisse in Wert zu setzen und nicht in einem Meer der schnelllebigen Meinungen und »Analysen« unterzugehen?

FS: Ich halte das für eine wichtige Form der Zusammenarbeit. Wir wollen ja an die Öffentlichkeit, und unsere Möglichkeiten und Produktionsmittel dafür sind sehr begrenzt. Es ist aber ein schwieriges Terrain. Meine Erfahrungen mit Journalisten sind durchwachsen. [...] Man muss sich das, was sie von einem übernehmen, immer genau durchlesen, sonst kann man böse Überraschungen erleben. Das weiß ich aus zum Teil leidvoller Erfahrung. Wir haben ganz andere, privilegiere Arbeitsbedingungen als Journalisten. Wir können an einem Gegenstand ein, zwei Jahre arbeiten, aber es gibt

²² Vgl. Bourdieu, *Homo academicus* 1984; deutsche Übersetzung: ders., *Homo academicus* 1988.

kaum noch Journalisten, die dafür bezahlt werden, drei Tage an einem Thema zu bleiben. Wir versuchen auch, es ihnen in Gesprächen rüberzubringen, dass unsere Arbeit sich nicht auf Wissenschaftsjargon reduzieren lässt. Das alles ist wichtige Zusatzarbeit, die wir zu leisten haben. Und von ihnen erwarten wir dann, dass sie dies in einem halbstündigen Radiogespräch entsprechend würdigen, dass wir nicht über alle Maßen verformen, plattdrücken, vereinfachen müssen. Und wir werden ja gebraucht – und missbraucht – von Journalisten. Die wollen ja Titel: »Prof. Dingsbums hat das und das gesagt.« Das gehört zu ihrem Legitimationsritual. Dieses symbolische Kapital, das sie einem zuerkennen, weil sie es selber brauchen, reicht, um nicht einfach als eine Privatmeinung zu erscheinen. Insofern verstehe ich mich nicht als Konkurrent dieser Leute. Eine Hand wäscht die andere, das klappt eigentlich oft. Mit der Gefahr, als journalistischer Intellektueller abgetan zu werden, muss man leben.

AM: Wissenschaftliche Forschungsarbeit braucht viel Zeit – jedenfalls mehr, als eine öffentliche Nachfrage einem gibt. Entsteht da ein Widerspruch?

FS: Das ist ein schwieriges Problem. Ich hatte eine Forschungsarbeit. Der Département de Sociologie an der Genfer Universität, den ich bis 2006 leitete, bekam vom Genfer Staatsrat den Auftrag, eine Studie über *La Maltraitance*, Kindsmisshandlung, durchzuführen.²³ Kindsmisshandlungen sollten nach offiziellen Zahlen in Genf um 1000 Prozent in zehn Jahren zugenommen haben. Ein politischer Skandal: Die Soziologen sollen was machen! [...] Wir hatten nur ein Jahr Zeit. Aber wir haben dann rekonstruiert, dass nicht Kindsmisshandlungen zunehmen, sondern die Techniken ihrer Aufdeckung und die Sensibilität dafür. Vor allen Dingen konnten wir aufdecken, dass hinter dieser moralischen Frage auch eine soziale Frage steht und dass es fast nur Kinder der Unterschichten sind, die als misshandelte entdeckt werden. Gerade Familien mit Migrationshintergrund geraten viel schneller in den Verdacht, weil sie ihre Kinder bis zehn Uhr auf der Straße spielen lassen usw.

Kurzum, manchmal muss man schnell reagieren. Ich bedauere, dass wir nicht genug Feuerwehr spielen. Es hat hier in der Schweizer Jura eine Fabrikschließung gegeben – da hätte man hin gemusst, sofort, für eine Woche. Man hätte mit den Leuten arbeiten müssen. Oder: Ich habe einen sehr guten Kollegen in Griechenland, Nikos Panayatoupolos. Vor einem Jahr, als die Krise begann, war ich dort und habe schon gemerkt, dass etwas in der Luft

²³ Vgl. Schultheis u.a., *Maltraitance*; ders., Totem und Tabu.

liegt. Ich sag mir jetzt: »Du müsstest nach Athen fahren und drei Tage mit Nikos arbeiten, Experten an den Tisch bringen! Die sollten uns das Dilemma der griechischen Gesellschaft erklären, diese halbe Modernisierung.« [...]

Ich bin jetzt 57. In sieben, acht Jahren werde ich pensioniert, ob ich will oder nicht. Ich habe aber die Bourdieu-Stiftung²⁴, mit der ich weiterarbeiten werde. Aber wir haben begrenzte Zeit, und die sozialen Probleme, zu denen wir Stellung beziehen müssten, explodieren überall. Wir müssten, auch um den Preis, als Schnellschieser denunziert zu werden, an die Orte gehen, wo etwas passiert.

SW: Noch einmal zur Vielfalt der Arbeitsverhältnisse. Prekarität funktioniert ja auch als Schlagwort, und Schlagworte lassen sich gut verkaufen. Aber wenn man auf die Vielfältigkeit der Arbeitsverhältnisse hinweist, auf die Komplexität der Veränderungen oder auch auf Gegenteilstendenzen, dann scheint das politisch fast kontraproduktiv. Oder wenn man als Historikerin darauf hinweist, dass zum Beispiel das »goldene Zeitalter« des Normalarbeitsverhältnisses nur so kurz war, dann kommt man sich fast reaktionär vor, weil es so wirkt, als ob man damit Prekarisierung rechtfertigen würde.

FS: [...] Nach der Fertigstellung von *Ein halbes Leben* waren wir zum Beispiel selber auch etwas hilflos. Deshalb haben wir eine Diskussion zwischen den Herausgebern organisiert, die wir von einem Journalisten des Bremer Rundfunks haben führen lassen, um zu sagen; »Die von uns erhobenen empirischen Befunde sind zu vielschichtig, zu heterogen, als dass wir es uns anmaßen könnten, sie zu subsumieren unter Konzepte wie Ökonomisierung, Managerialisierung, Dekommodifizierung usw. Wir bieten ein Kaleidoskop aus der Fülle gesellschaftsdiagnostischer Konzepte, die kursieren, an. Aber Vorsicht, wir können das nicht über einen Kamm scheren!« Deshalb kommt dieses Buch auch bei weitem nicht so gut an. Die *Gesellschaft mit begrenzter Haftung*, die auch direkt im Fahrwasser von *La Misère du monde* schwamm, hat ja trotz allem diese Gesellschaftskritik zum Thema. Das hat medial eine Anziehungskraft. Aber die zurückhaltende Argumentation, dass man die Ergebnisse nicht auf keine klare Formel reduzieren kann, kommt nicht gut an. [...]

²⁴ Vgl. *Fondation Bourdieu*, 31.1.2012. (Anm.d.Hg.: Die Stiftung beruht auf einem Konzept, an dem Pierre Bourdieu noch mitgearbeitet hatte. Präsident ist Franz Schultheis.) Vgl. auch Schultheis, Stiftung Pierre Bourdieu.

Bei der Analyse der Arbeitswelt, der Kritik an der neoliberalen Transformation, kommt ein seltsames Paradox zum Ausdruck, das man Bourdieu vorgeworfen hat und das auch mir zum Vorwurf gemacht wird: Als wäre die Kritik des Niedergangs einer bestimmten Form regulierten Kapitalismus eine Nostalgie nach der guten alten Zeit oder gar eine Verherrlichung des Paternalismus. Bourdieu beschrieb dieses Dilemma mit dem Konzept der konservativen Revolution oder Restauration. Ich halte das immer noch für vertretbar, auch andere Autoren wie Castel würden dem zustimmen. Der Neoliberalismus ist die Wiederkehr einer Form von Marktgläubigkeit, mit der die verschiedenen Stützen, die wir soziohistorisch in einem langwierigen Prozess aufgebaut haben (Sozialrecht, Arbeitsrecht ...), schrittweise weggenommen werden. Und das lässt Menschen verwundbar zurück, wie Bourdieu es schon für Algerien und später in *La Misère du monde* zu zeigen versucht hat. Castel nennt das »Unsicherheiten nach den Sicherungen«. Dieses Denken kann etwas konservativ erscheinen, weil man das Vorausgehende als eine historische Errungenschaft hochhält, die wir nicht einfach aufgeben können. Bourdieu hat gesagt, dass der Wohlfahrtsstaat genauso wichtig ist wie klassische Musik und Kunst. Und Vertreter des politischen oder des ökonomischen Feldes sagen uns: »Diese Prozesse muss man hinnehmen, an denen können wir nicht rütteln«. [...] Gegen dieses Argumentieren mit Unumgänglichkeit kann uns die historische Perspektive wappnen. Ich glaube, man muss sich zu diesem relativen Konservativismus bekennen: Nicht jede Form von Modernisierung und Rationalisierung – und vor allen Dingen nicht die unter rein ökonomistischen Gesichtspunkten – ist ein Fortschritt in jeder Beziehung. Es gibt ökonomische Fortschritte, die soziale Rückschritte bedeuten. [...]

SW: Es gibt aber auch eine Art Verführung durch das Versprechen politischer Wirksamkeit. Ich werde zum Beispiel eingeladen, etwas zur Prekarisierung der Wissenschaft zu sagen. Das ist überhaupt nicht mein Forschungsgebiet. Das bringt einen in Teufels Küche.

FS: [...] Wenn ich nicht ein Minimum an Expertise habe, dann lasse ich es sein. [...] Aber ab einem gewissen Punkt sage ich mir: »Also so viel schlechter, als das manch andere machen, wird es auch nicht. Und ich kann zumindest die theoretischen Perspektiven, die mir wichtig sind, rüberbringen«. Die Verführung liegt darin, dass man einen *claim* abstecken kann, auch wenn man kein Experte ist. Aber dann kommt die Radiosendung, und ich denke

mir: »Um Himmels willen, wie man zum Experten gemacht wird!« Das ist mir schon mehrfach passiert. Man hat mich zum Beispiel angefragt, als in Tunesien die Unruhen waren. Ich habe einen Artikel im *Tagesanzeiger* in Zürich geschrieben – plötzlich war ich der Spezialist für Maghreb. Gut, ich war in Algerien, habe da ein paar Tiefeninterviews gemacht – aber von da zum Experten?

Wenn man da einmal drinnen ist, fragt man sich, wer und was ein Experte ist? Man hat wenigstens den Vorteil, dass man die kritische Soziologie ein wenig rüberbringen kann. Dass man dann aneckt, ist logisch. [...]

AM: Ist das nicht schwer zusammenzubringen: einerseits, einen konkreten politischen Ratschlag zu geben, und andererseits die zurückhaltende Haltung, ein Sprachrohr zu sein für die, die sich nicht Gehör verschaffen können?

FS: Es gibt Gegenstände, die hochpolitisch sind, konfliktuell ausverhandelt werden, bei denen man nicht neutral bleiben kann, wie das Thema Kindesmisshandlung oder die Entwicklung bei Credit Suisse. Dann setzen wir Interviews ein, um Leiden, die durch diese Politiken hervorgerufen werden, öffentlich zu machen. [...] Dann interveniert man. Da komm ich nicht daran vorbei, auch mit einem politischen Programm reinzugehen. Dieses Vorgehen hat einen anderen Status als die Bücher *Gesellschaft mit beschränkter Haftung* oder *Ein halbes Leben*. Die qualitativen Interviews, bei denen es explizit um Zeugnisse geht, haben eher distanziert-deskriptiven, ethnografischen Charakter. In meinen Forschungen koexistiert beides, halbe-halbe. [...] Ich mache aus diesem Programm des Zuhörens nicht mein Credo, sondern es ist eine Form zu forschen neben anderen.

AM: Du hast diese zwei Stile, Du musst in beiden gut sein. Dann kommt noch der Umgang mit den Medien usw. usf. Der Anspruch an einen einzelnen Menschen, gelehrt zu sein, gut forschen zu können, explizit und reflektiert politisch zu sein, medial top zu sein – das ist schon heroisch.

FS: Ich würde da meine eigenen Grenzen klar definieren. Denn sobald zum Beispiel eine Kamera läuft, bin ich total daneben und kann die Situation überhaupt nicht aushalten. Beim Radio und im Interview mit Journalisten geht's. Ich hab auch Bammel, wenn ich vor großem Publikum reden muss; ich stürze mich dann trotzdem rein, und nach ein paar Minuten läuft es. Überall stößt man an diese Grenzen. Ich weiß auch, dass meine Forschungen

mit mehr Zeit und mehr Aufwand wesentlich seriöser und die Artikel noch besser sein könnten. Kurzum, es ist immer Pragmatismus. [...] Natürlich könnte man es gut haben, man ist ja staatlich alimentiert. Aber wenn man dann doch rumtingelt – ich gehe zu ATTAC Karlsruhe und sage was über Kinderarmut –, wenn man davon mal infiziert und überzeugt ist, dass das zum Job gehört, dann macht man da auch weiter. [...] Für mich ist das alles noch spielerisch. Ich hab nicht das Gefühl, dass ich mir Gewalt antun muss. [...]

Vielleicht muss ich das aber relativieren. Man steckt in verschiedenen biografischen Phasen. Und wenn ich an meine früheren denke: Die Zeit der Dissertation, die ersten Referate, die ich halten musste, das Leben an der Universität, wie belastend das war! Nicht spielerisch. Es hängt schlicht mit einem Mechanismus zusammen, den man mit Bourdieu gut objektivieren kann. Wenn man eine legitime Position erworben hat, die letzten Hürden, Passageriten, erfolgreich hinter sich hat, wenn man ein institutionelles Kapital hat, dann kann man das locker nehmen. Ich versuche jetzt, die positive Seite des Ganzen für mich zu leben, aber auch, dies an meine Umwelt soweit wie möglich weiterzugeben: meinen Doktoranden genau diesen Bierernst wegzunehmen und ein anderes, stark politisiertes Wissenschaftsverständnis zu vermitteln. Ich habe große Mühe gehabt, mir in der akademischen Lebenswelt einen Platz zu schaffen. Den Gang durch die Institutionen habe ich mit Widerständigkeit durchlebt. [...] Ich will mich nicht heroisieren: Ich bin hyperprivilegiert, die Umstände waren glücklich. Und ich werde jetzt nicht plötzlich all das vergessen, was mir vorher aufgestoßen ist, die alten Zöpfe und Talare. [...]

AM: Das ist eine außergewöhnliche Karriere.

FS: Soziologie zu machen halte ich für ein echtes Privileg. Mir hat das sehr geholfen. Wie Bourdieu es im Selbstversuch beschreibt,²⁵ hat man immer eine Reflexionsressource. Ganz los kommt man von der Gefühlswelt, Bedürfnissen, Hemmungen, ja nicht, das wissen wir alle. Da kann man noch so viel drüber nachdenken, das ist stärker. Ich weiß auch, dass ein Teil dessen, was ich jetzt erzählt habe, eine retrospektive Rationalisierung meines eigenen Unwohlseins in der Welt ist. Ich bin durchaus eine Ressentiment-Gestalt, wenn ich zu der akademischen Welt wie der Fuchs zu den Trauben sage: »Ich will euch gar nicht, ihr seid so sauer.« [...]

²⁵ Vgl. Bourdieu, *Ein soziologischer Selbstversuch*.

Wahrscheinlich hatte ich auch gewisse Vorteile durch meine deutsch-französische Doppelbiografie: in der Schweiz wohnhaft, als Deutscher sich in Neuchâtel bewerbend [...] Und plötzlich war mein Sprachkapital Französisch, das in Deutschland nie viel wert war, sehr viel wert. Dann das Weiterhangeln nach Genf, wo ich ganz gute Beziehungen zu Studierenden, Mittelbau und den anderen hatte. Also man kann auch Karriere machen, wenn bestimmte Zufälle oder Vorteile das Fehlende kompensieren (ich bin ja ein Aufsteiger aus bildungsfernen Schichten). Je mehr das funktioniert, umso mehr kann man sich den Luxus erlauben, die konventionelle Schiene zu verlassen. [...] Das sind Konstellationen, Konfigurationen, die Einem plötzlich wider alle Wahrscheinlichkeiten Nischen verschaffen können. [...] Ich würde einfach sagen: »Ich kann nicht anders, das hat sich so ergeben.« »Nécessiter [Anm.d.Ü.: Vernetzungen]« – Bourdieu.²⁶ Aber ich hab auch das Privileg, das sagen zu können, und dazu stehe ich auch [...]

AM: Bourdieu – seine Sozialwissenschaft beinhaltet ja auch öffentliche Interventionen. Am Projekt des kollektiven Intellektuellen warst Du ja auch beteiligt.

FS: Diese *public sociology*, von der wir geredet haben, passt zu dem, was wir mit Bourdieu viele Jahre gemacht haben. [...] Es gab in Frankreich ja immer riesige Diskussionen um Intellektuellentypen: den globalen, den medialen usw. Die Idee des kollektiven Intellektuellen sollte mit *Raisons d'Agir* zum Zuge kommen.²⁷ Bourdieu hat sie v.a. in den späten 1980er und 1990er Jahren sehr gefördert. [...] In Deutschland hatten wir Schröder, in Großbritannien Blair, in Frankreich Jospin: analoge Prozesse; die Erfindung der Agenda 2010 in Deutschland, der Ich-AG. [...] *La Misère du monde* 1993, *Raisons d'Agir* 1995, der Zusammenschluss von verschiedenen sozialen Bewegungen, in Frankreich sehr verdichtet, intensive Zusammenarbeit, die Gründung dieser engagierten Pamphlet-Reihe *Raisons d'Agir*, wo man für größeres Publikum schreiben wollte.²⁸ Manche der Bücher hatten 150.000, 200.000 Auflage. Es war kein kleines Ding. [...] Diese Idee einer Kollektivität kommt auch in *La Misère du monde* zum Ausdruck. [...]

Nur, ohne Bourdieu hätte das nie funktioniert. Ich glaube, er hat das selbst gesehen. Aber aus politischen Gründen, auch um den Heroenkult herunterzuschrauben, hat er das immer wieder heruntergespielt. Nach seinem

26 Ders. u.a., *Das Elend der Welt*, S. 13.

27 Vgl. *Savoir/Agir. Un intellectuel collectif autonome*, 31.1.2012.

28 Vgl. *Éditions Savoir/Agir*, 31.1.2012.

Tod ist dieser kollektive Intellektuelle in die Luft geflogen in einer Eile, wie man es kaum erwartet hätte. Und dann merkte man – ich bring das wirklich immer auf einen ziemlich brutalen Nenner –, dass man eigentlich nicht viel mehr gemeinsam hatte als die Beziehung zu Bourdieu. Auch der Elan bei der Plattform *Raisons d'Agir* ist verfliegen. [...] Der kollektive Intellektuelle war eine Konstruktion Bourdieus als charismatischer Führer, der Leute zusammenhielt, die viel häufiger in Konkurrenz zueinander standen als in Kooperation. Und es wäre reine Selbstlüge, das zu verherrlichen. [...]

Übersetzung: Import – Export von Wissenschaft

FS: Die Edition *Raisons d'Agir* gibt es übrigens immer noch, ich bin da Vizepräsident. In Frankreich laufen die Bücher immer noch sehr gut. Aber der Versuch, sie in Deutschland zu etablieren, ist kläglich gescheitert. Wir hatten zwar zwei Erfolge – natürlich Bourdieu, die Interventionen unter dem Titel *Gegenfeuer*²⁹ –, aber das war's schon. [...] Der Universitätsverlag Konstanz, UVK, wollte dann nicht mehr mitmachen. Dann sind wir zu VSA nach Hamburg, die haben sich dann zwei, drei Bourdieus herausgepickt, und dann war's rum mit *Raisons d'Agir* auf Deutsch. Eine völlig andere Rezeption, ein völlig anderes Publikum. Stark politisiert in Frankreich, Nähe zwischen Intellektuellen und sozialen Bewegungen (selbst wenn es da manchmal zu falschen Freundschaften und Verzerrungen kommt). Aber man hat immerhin den Versuch gemacht. In Deutschland hat das gar nicht geklappt. [...]

Was auf ein Problem hinweist, das mir retrospektiv immer deutlicher wird: Ich habe in den letzten 25 Jahren auf verschiedenen Märkten investiert, aber diese Märkte wissen nichts voneinander. Was ich in Französisch gemacht habe, ist so gut wie unbekannt im deutschen Kontext. Und was ich im deutschen Kontext mache, ist in Frankreich unbekannt. Und was man in der Schweiz macht, ist nochmal [...] unbekannt. Das erinnert an die relative Geschlossenheit der Wissenschaftskulturen, von der Bourdieu schreibt: »Wir sind Zeitgenossen, aber nicht wirklich.« [...] Diese zeitlichen Verzögerungen sind ein echtes Problem. Nur ob wir das hinkriegen, wenn wir alle Englisch sprechen und unsere nationalen wissenschaftlichen Güter verwursten in Hamburger-Einheitsbrei, das müssen wir noch sehen.

29 Vgl. Bourdieu, *Gegenfeuer* 1998; ders., *Gegenfeuer* 2004.

Wahrscheinlich einer Eile, wie
französische F das wirklich
in Neuchâtel nicht viel
sisch, das an bei der
hangelt alle war
bau usam-
bestige-
A

147

nen in Europa schlagen wir uns in der Ar-
tändig auf Englisch, und das ist eigentlich

Man ist dabei enorm gehandicapt.
Auf Englisch reden soll, dann wird ihm fast
Englisch ist durch das Französische sehr schlecht
immer das Gefühl, wenn man in Großbritannien
wird man ein bisschen wohlwollend als kleiner Depp
men. Die nicken, obwohl gar nicht rüberkommt, was man zu
at, und dadurch verschwindet auch der für wissenschaftliche Diskus-
sionen notwendige kritische Geist. Man verbietet sich zu sagen: »Meinst du
das ernst, oder liegt es an deinem Englisch?« Das ist wie gegenüber einem
Kind, das noch nicht so fit ist. Das ist einfach nur noch Kulturaustausch.
Dadurch entsteht Beliebigkeit.

SW: Es schränkt ja auch die Forschungsthemen ein. Also z.B. den quantifizieren-
den Teil meiner Forschung kann ich relativ leicht auf Englisch übersetzen, da
gibt es vergleichsweise einfache Kategorien. Aber andere Teile, wie die Analyse
von Ego-Dokumenten, kann ich nicht so umstandslos übersetzen, das ist aber
auch ein wichtiger Teil meiner Arbeit. Die einfache Übersetzbarkeit bestimmt
die Möglichkeiten der Internationalisierung und damit wieder die Berufschan-
cen usw.

FS: Das sind auch Riesendiskussionen zwischen den Disziplinen. Gestern
haben mir Ökonomen-Kollegen gesagt, dass Bücher bei uns hier zu viel wert
sind, Artikel aber zu wenig. Da schlägt die amerikanische Wissenschaftskul-
tur mit ihrer Ranking-Logik durch [...] Und in den Naturwissenschaften
und in der Ökonomie wiegt ein Journal-Beitrag so und so viel ... Dies wird
uns mehr und mehr oktroyiert: Hegemonien, die unsere eigenen Normen
einfach an die Wand spielen. [...]

AM: Übersetzen ist ja Bestandteil Deiner soziologischen Arbeit. Nicht nur, weil
als Intellektueller öffentlich zu intervenieren auch heißt zu übersetzen: von spe-
zialisierten Fachsprechen in die Sprachen der großen Öffentlichkeiten. Du orga-
nisiertest seit Jahren viele Übersetzungen französischer Soziologie ins Deutsche,
du leitest eine umfangreiche Reihe, die Edition discours bei UVK. [...]

FS: Wir geben unter anderem Bourdieus Schriften in 15 Bänden heraus. Es
beginnt immer bei UVK, Hardcover, und dann geht es zu Suhrkamp, da ist
jetzt auch der erste Band erschienen. Bei Übersetzungen muss man darauf
achten, dass sich nicht ein sehr artifizieller Sprachstil einschleicht. Ich denke
da – auch in sehr guten Übersetzungen – an Wörter wie Konsekration: Bour-
dieu benutzt Webers Weihebegriff, es wäre also vollkommen logisch, Bour-
dieus *consécration* wieder mit Weihe zurückzuübersetzen, doch das kommt
dann als Konsekration daher. [...] Und dann sagen die Leute: »Der Bourdieu
ist schon schwer verständlich.« [Lacht] Übersetzen ist ein heikles Ding. [...]

Wir hatten auch ein großes europäisches Projekt, das ich koordiniert
habe: ESSE, Für einen Europäischen Raum der Sozialwissenschaften.³⁰ [...] Sehr
stark war die Fraktion literarisches Feld vertreten – Anna Boschetti,
Enrico Castelnuovo, Gisèle Sapiro usw. Der andere Schwerpunkt war Im-
port/Export von sozialwissenschaftlichen Theoriebeständen, das Problem
der nationalen Denkkategorien, durch die beim Übersetzen große Probleme
entstehen. Das rein Sprachliche an der Übersetzung ist das geringste Pro-
blem, es geht tatsächlich um Wissenschaftskulturen. Die intellektuellen Fel-
der Frankreichs und Deutschlands unterscheiden sich massiv, auch in der
Selbstwahrnehmung und Selbstdefinition des Intellektuellen.

Dieses Projekt betrifft also genau die Frage der Übersetzung, auch in
Anlehnung an Bourdieus Beiträge. Er hat ja auch zur Frage von Import/Ex-
port von Konzepten usw. gearbeitet: die Prägung eines intellektuellen kogni-
tiven Habitus durch die Schulbildung und nationale Denkkategorien. Das
französische System mit seinem republikanischen Ethos prägt ganz anders
als das deutsche, auch das Schülerverhalten und -denken. [...] Von Interesse
ist hier das Buch von Olivier Christin, Historikerkollege, der auch lange mit
Bourdieu gearbeitet hat: *Les concepts nomades*,³¹ also nomadisierende Kon-
zepte. Da geht es um nicht übersetzbare Begrifflichkeiten. Es gibt Begriffe,
die sind selbst Institution, und wir dürfen nicht in die Falle gehen und ein-
fache Übersetzungen anbieten, sondern wir müssen diese Konzepte im Ori-
ginalton belassen und umschreiben – mit all dem Wissen, das man als eth-
nografischer Informant mitbringen kann. Daran arbeiten wir weiter. [...]

Bourdieu bietet sich im Übrigen auch für eine Übersetzung zwischen
Wissenschaftsdisziplinen an, weil seine Rezeption ja wirklich disziplinen-
übergreifend ist. [...] Ein guter Teil meiner Bemühungen in Sachen Import
Bourdieu und anderer französischer Literatur geht tatsächlich dahin, strate-

30 Vgl. ESSE, 25.1.2012.

31 Vgl. Christin, *Dictionnaire*.

gisch ein Gegengewicht zu diesem Mainstream, von dem wir gesprochen haben, zu schaffen und andere theoretische Perspektiven, andere Begrifflichkeiten hier einzugewöhnen. Was auch nicht so schlecht geklappt hat. Es gibt durchaus eine Rezeption dieser französischen Herangehensweisen. [...]

Übersetzen ist ja nicht nur ein Handicap. Denn wenn man in zwei konzeptuellen Welten lebt, kann man auch ein etwas reflexives Verhältnis zu Sprache entwickeln. Das hab ich immer wieder geschätzt. Übersetzen macht mir eigentlich auch Spaß. [...] Und wir hatten ja auch richtige Übersetzungsseminare für einige Publikationen in der *Edition discours*: jede Woche vier Stunden Gruppenarbeiten, was sehr sinnvoll ist. [...]

AM: Du übersetzt aber auch, indem Du bestimmte Forschungsprogramme, wie eben *La Misère du monde*, genommen und für Deutschland zu adaptieren und weiterzuentwickeln versucht hast. Solchen Import betreibst Du schon über einen längeren Zeitraum, in dem sich die intellektuelle oder innersozilogische Stimmung gegen oder für Bourdieu dauernd geändert hat. Warst Du von diesen unterschiedlichen Rezeptionen betroffen?

FS: Diese unterschiedlichen Rezeptionskonjunkturen gingen zum Beispiel auch mit seinem Tod einher. Solange er lebte, war er medial sehr präsent. Es hat einen Film gegeben, *La Sociologie est un sport de combat* (Die Soziologie ist ein Kampfsport),³² der das auch ein wenig zeigt. Er wurde eine Persönlichkeit öffentlichen Interesses. Und nach seinem Tod gab es dann die Trauerriuale – und dann ein ziemlich schnelles Abflauen. Mir war das eigentlich ziemlich egal. Ich war überzeugt von der wissenschaftlichen Validität des Ansatzes und davon, dass man damit arbeiten soll, statt einfach nur in Artikeln »Habitus« zu zitieren. Manchmal geht es jetzt sogar besser. Mir guckt keiner über die Schulter, ich kann einfach drauf loslegen. [...] Ich habe ja schon gesagt, dass es für mich immer ein Schutz gewesen ist, trotz aller Nähe geografisch nicht dazugehören und nicht ein Konkurrent im Feld selber zu sein. Ich bin immer gekommen und wieder gegangen. Deshalb kann ich hier in Deutschland tun und lassen, was ich will, konnte innerhalb kürzester Zeit auch immer wieder Projekte aufgleisen. [...]

SW: Und in der Lehre? Wie kann ich diesen Geist von Bourdieu in einem System vermitteln, das immer schulischer wird und wo z.B. Lehrbücher geschrieben wer-

den, wo herunter dekliniert wird: Was ist ein Kapital? Welche Sorten gibt es? Da habe ich eigentlich immer den Eindruck, das ist absolut tot ...

FS: Ja, steril. Ich erinnere mich an den Satz von Bourdieu: »Hört auf, mich zu zitieren, forscht selber!« Das war seine Losung. [...] Das ist ein großes Problem, und ich glaube, man kann es nur bewältigen, indem man mit diesen Konzepten arbeitet. Wir tun das momentan mit verschiedenen Forschungen. Wir arbeiten über Transformationen der Arbeitswelt in öffentlichen Diensten, Post, Gesundheitswesen, Transportwesen in den drei Ländern: Was ist ein Gut, ein öffentliches Kapital? Wie wird das durch die Privatisierung in den Augen der Betroffenen entweiht? Wie verliert es seinen Sonderstatus? Wie nehmen die das wahr, und wie reagieren sie darauf, auch mit Widerständigkeiten? Wir haben das große Projekt über die Kunstwelt, eine Ethnografie der Art Basel, und versuchen mit teilnehmender Beobachtung, qualitativen Interviews und sozialtopografischer Analyse, das Phänomen zu erfassen. Da geht es auch um die Fortsetzung von Bourdieus Studien von *L'Amour de l'art* bis *Les Règles de l'art*.³³ Ich glaube, die beste Art, mit diesem Erbe umzugehen, ist, es lebendig zu halten, aber nicht orthodox damit zu verfahren. [...]

AM: Das ist ein ganz anderer Zugang als die große soziologische Theorie, die man Bourdieu oft zuschreibt.

FS: Das ist auch ein bisschen die an *La Misère du monde* angelehnte Forscherhaltung: ohne Koketterie, ohne falsche Bescheidenheit zu sagen: »Wir wollen empirisch fundierte, gesättigte Theoretisierung *bottom up*«. Aber nicht die großen gesellschaftsdiagnostischen Würfe, mit denen man bestimmte Konzepte auf dem Markt der symbolischen Güter zu profilieren versucht. [...] Für mich selbst sind das alles nur Arbeitskonzepte, auch bei Bourdieu. Er hat ja nirgendwo ein Kompendium vorgelegt, in dem er definiert: »Habitus heißt für mich das und Kapital das.« Sondern es sind immer wieder Weiterentwicklungen. Er verändert auch den Kapitalbegriff mit der Zeit. [...] Das Habituskonzept ist irgendwie zum Selbstläufer geworden: Alles und jedes ist heute Habitus. Besser ist es, die Stringenz des Habituskonzepts zu zeigen, ohne das Wort zu benutzen. In *Gesellschaft mit begrenzter Haftung* zum Beispiel taucht das Konzept nicht einmal auf. Wir wollten ja

³² Vgl. *La Sociologie est un sport de combat*, 31.1.2012.

³³ Vgl. Bourdieu u.a., *L'Amour de l'art*; deutsche Übersetzung: Bourdieu/Darbel, *Die Liebe zur Kunst*; Bourdieu, *Les Règles de l'art*; deutsche Übersetzung: ders., *Die Regeln der Kunst*.

nicht konzeptuell alles vorgeben und dann nur die Konzepte illustrieren, sondern durch die Akteure und ihre Diskurse Habitus in Aktion zeigen. Ich glaube, das ist das geschicktere Herangehen.

Vor fast einem Jahr hat es in Paris ein großes Kolloquium gegeben: *30 ans après La Distinction* (30 Jahre nach den Feinen Unterschieden). Das hat ausgerechnet Sciences Po³⁴ organisiert, wo Bourdieu das rote Tuch war. Und Sciences Po war auch für ihn immer Feindbild. Doch es hat eine junge Generation von Politologen gegeben, die sogar eine Zeitschrift, *Politix*, gegründet hatte, die genau wie die *Actes de la recherche en sciences sociales*³⁵ funktionierte und wo auch Bourdieu-Leute mitmischten. Bei diesem Kolloquium waren mehr als 200 Forscher. Es war international, da war jemand aus den USA, aus Sydney ... Und eine Menge junger Leute, die ich überhaupt nicht kannte: an den unterschiedlichsten Unis tätig, alle englischsprachig. Und die verfügten über sehr differenzierte Forschungsstrategien und -themen. [...] Da wurde deutlich, wie lebendig die Bourdieu-Welt ist – jenseits der Orthodoxie. [...]

Wir hatten vor zwei Jahren das erste Kolloquium der Bourdieu-Stiftung und wollen das jetzt alle zwei Jahre institutionalisieren. Ich bin natürlich auch froh, wenn man 150 Leute nach Bielefeld bringt. Diesmal in Freiburg haben wir auch Ateliers zu völlig neuen Themen gehabt, zu denen Bourdieu so nicht gearbeitet hat. Die Verbindung von Sozialstruktur und Ethnizität gibt es in *La Distinction* nicht. Die Genderfrage hat er überhaupt erst nach *La Distinction* für sich entdeckt. An dieser Lebendigkeit des Forschungsfeldes erfreue ich mich natürlich. Aber ich würde genauso weitermachen, wenn die Konjunktur sich wieder verschlechtert. Ich fühle mich wohl in diesem Fahrwasser.

34 Anm.d.Ü.: *Grande Ecole** für Politikwissenschaften.

35 Vgl. *Actes de la recherche en sciences sociales*, 31.1.2012.